Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 28 (1955-1956)

Heft: 1

Artikel: Schiller und die Schweizer Schule : Gedanken zur 150. Wiederkehr von Schillers Todestag

Autor: Thürer, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-851337

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Erziehungs-Rundschau

ST. GALLEN Nr. 1, Seite 1—24 APRIL 1955

Schiller und die Schweizer Schule

Gedanken zur 150. Wiederkehr von Schillers Todestag

Von Prof. Georg Thürer, St.Gallen

Unlängst untersuchte man in Rekrutenprüfungen, welches Wissen aus den Geschichtsstunden die Schulzeit um etliche Jahre überdauere. Dabei zeigte sich, daß das Jahr der Bundesgründung immerhin sechs von sieben jungen Soldaten geläufig geblieben war. Fragte man weiter, was denn in jenem Bundesbrief drin stehe, so fielen die Antworten so aus, daß einer der prüfenden Lehrer erklärte, die ganze Prüfung habe einen wahren Triumph für Friedrich Schiller bedeutet, denn die große Mehrzahl gab als Bestimmungen des Ewigen Bundes die Dichterworte des Rütlibundes aus Schillers «Wilhelm Tell» an. Ja, ein Bauernknecht, der alle andern Fragen nicht zu beantworten imstande war, schrieb mit ungelenker Schrift den Kernsatz hin «Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!» So erbrachte die Untersuchung den schlagenden Beweis, daß das lebendige Wort eines großen Dichters eine weiterzeugende Kraft besitzt wie kaum ein «Mittel des Unterrichts». Mochten die sechs Zeilen von Schillers Leitworten dem Bundesbriefe auch nur in den allgemeinsten Zügen entsprechen (denn diese heute berühmte Urkunde war zur Zeit von Schillers Geburt neu aufgefunden und erst nach seinem Tode gehörig ins Bewußtsein der Fachleute getreten), so waren sie doch seit 4 Menschenaltern das politische Glaubensbekenntnis aller Freunde der Freiheit hierzulande und anderswo. Noch entsinne ich mich, wie mir die Witwe eines deutschen Generals, der zu den Opfern des 20. Juli 1944 gehörte, vor zehn Jahren mit nassen und doch leuchtenden Augen erzählte, wie die letzte Familien-Erinnerung die gemeinsame Lektüre von Schillers «Wilhelm Tell» gewesen sei. So lange nun ein Dichter dergestalt ins Herz der Jugend und ins Gewissen einer aufgewühlten Zeit zu sprechen vermag, zählt er zu den großen geistigen Vätern eines Volkes und einer Kultur.

Für einen Großteil der Schweizer Schulen des 19. Jahrhunderts war Friedrich Schiller der Dichter schlechthin. Der Gegensatz zu Deutschland wurde nicht so trennend empfunden wie im Jahrhundert der vorderhand zwei Weltkriege. Schiller galt als der gute Geist und als der edle Nachbar, hatte er doch das Wunder vollbracht, ein Land, das er nie betreten, so überzeugend in ein großes Schicksalsspiel eingehen zu lassen, daß sich das Volk darin erkannte und seinen von fremder Hand geschliffenen Spiegel als sein Nationaldrama empfand. Schon Gottfried Keller bezeugt in seiner ersten Auflage des Grünen Heinrichs (1854), daß selbst auf dem Lande «Schillers Tell in einer Volksschulausgabe vielfach vorhanden war und welchem nur die Liebes-Episode zwischen Berta von Bruneck und Ulrich von Rudenz fehlte. Das Buch drückt auf eine wunderbar richtige Weise die schweizerische Gesinnung aus, und besonders der Charakter des Tell entspricht ganz der Wahrheit und dem Leben.» Ein Vierteljahrhundert später ließ Keller in der zweiten Fassung die letzte Zeile über die Gestalt des Helden weg und schloß den Satz, daß das Spielbuch den Leuten alles ausdrücke, was sie für wahr halten; wie denn selten ein Sterblicher es übel aufnehmen wird, wenn man ihn dichterisch ein wenig oder gar stark idealisiert.» Dann folgt die liebesverklärte, nach Frühling duftende und den Volksfrühling atmende Schilderung der Tellspiele in der Schweizer Landschaft, die erkennen läßt, wie hier Volk und Spiel eins werden.

In unserm Empfinden ist Friedrich Schiller nicht mehr der unumschränkt herrschende Dramatiker-König. Geistliche Spiele haben sich in einzelnen Landschaften nicht minder tief in Volksseele gesenkt, und selbst beim Tellen-Stoff wechseln Schillers Jamben da und dort am See des Bundes ab mit den holzschnittigen Versen des dreihundert Jahre älteren Urner Tellenspiels oder dem in der Mundart von Brunnen gehaltenen naturalistischen «Tell» von Paul Schoeck. Gerade Vergleiche mit ihnen

lassen uns die Eigenart von Schillers «Wilhelm Tell» deutlich empfinden und aufzeigen.

Stellen wir einmal den Urschweizer und Schillers Tell in zwei Probestücken einander gegenüber. In beiden Fällen beobachten Uferleute das Schiff in Seenot, und unvermutet gesellt sich der gerettete Tell zu ihnen. Bei Schiller (4. Aufzug, 1. Auftritt) lesen wir:

Knabe:
Es ist das Herrenschiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am roten Dach und an der Fahne.
Fischer:
Gerichte Gottes! Ja, er ist es selbst,
Der Landvogt, der da fährt — Dort schifft er hin
Und führt im Schiffe sein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Richters ihn gefunden,
Jetzt kennt er über sich den stärkern Herrn.
Diese Wellen geben nicht auf seine Stimme,
Diese Felsen bücken ihre Häupter nicht
Vor seinem Hute — Knabe, bete nicht,
Greif nicht dem Richter in den Arm!
Knabe:
Ich bete für den Landvogt nicht. — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff sich mitbefindet.
Fischer:
O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt du, um e i n e n Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mitsamt dem Steuermann verderben!
Knabe:
Sieh, sieh, sie waren glücklich schon vorbei
Am Buggisgrat, doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünster widerprallt,
Wirft sie zum großen Axenberg zurück.
— Ich seh sie nicht mehr.
Fischer: Dort ist das Hakmesser,
Wo schon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn sie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zertrümmert an der Fluh,
Die sich gähstotzig absenkt in die Tiefe.
Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord: könnt e i n e r retten, wär's der Tell.
Doch dem sind Arm und Hände ja gefesselt
(Tell erscheint!)
Knabe:
Sieh, Vater, wer der Mann ist, der dort kniet?
Fischer:
Er faßt die Erde an mit seinen Händen
Und scheint wie außer sich zu sein.
Knabe:
Was seh' ich Vater! Vater! kommt und seht!
Fischer:
Wer ist es? Gott im Himmel! Was! Der Tell?
Wie kommt Ihr hieher? Redet!
Knabe: Wart Ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?
Fischer:
Ihr wurdet nicht nach Küssnacht abgeführt?
Tell:
Ich bin befreit!
Fischer und Knabe: Befreit! O Wunder Gottes!

Bei Paul Schoeck findet sich der entsprechende Auftritt am Anfang des zweiten Aktes seines 1920 im Zürcher Schauspielhause uraufgeführten Stükkes, das von Anfang bis zum Ende in der Gaststube der Sust zu Brunnen spielt. Hören wir den Dorfleuten in ihrem besorgten Gespräch zu!

Der alt Wirz:
So isch der Satan doch gfahre!
Wirz:
Dr gälb höch Schnabel, die schwarztschäggete Windläde und dr rot Sägelbaum — zwifelsohni, 's isch d's Herrejassli!
Betschard:
Dr Sägl heds nä trurig verfätzet . . .
Suter:
Si tribid gradus gäge Mythestei zue. Wenn s dett umme chömid — Jetz heds äs drtwäretzi (= seitwärts) gleid.
Wirz:
Si mögid widr kehre . . . .
Suter:
Äs muess scho vil Wasser im Naue ha . . . .
Frau Wirz:
Und dr Täll i dem Schiff usse! (Tell erscheint!)
Der alt Wirz:
Gertrud, frag was dr Jegr da will! Gang Chind!
Frau Wirz:
Was isch gfelig?
Tell:
Chan ich hie öppis z'trinke ha, Frau?
Frau Wirz:
Mir händ guete hiesige Moscht. Söll ich üch es Chänteli bringe?
Tell:
Ja, bringid ihr eis!

Nicht wahr, die Unterschiede springen in die Augen, fallen in die Ohren und dringen ins Gemüt. Die Sprache Schillers begeistert. (Die Klassiker sagten noch begeistet, also ähnlich, wie wir beseelen sagen, was weniger schwärmerisch, aber gedanklich verpflichtender war). Der Wellenschlag der erregten Jamben trägt uns dahin, das Pathos erhebt uns. Wir werden über uns emporgehoben. So glauben wir

teilzunehmen am großen Geschick, das sich zwischen Wasser und Land, zwischen Finsternis und Licht, zwischen Leben und Tod abspielt und das uns in die große Strömung hineinreißt, die zum Guten wallt.

Anders bei Schoeck! Wir fühlen uns in seinem Werke der Erde verhaftet und sehen den Alltag bestätigt. Alles atmet die herbe, erbarmungslose Wirklichkeit. Da gibt es keinen Aufschwung zum edlern Wir, sondern das dumpfe Grundgefühl: So sind wir eben und so ist das Leben! beherrscht uns. Aber wir spüren auch die lauernde Kraft in Sprache und Gebärde dieser Bergbauern. Ward hier der Tell geschaffen, den sich Goethe als «urkräftigen Lastträger» dachte?

Lassen wir unsern ersten Eindruck durch zwei Worte bestätigen. Dabei wählen wir (Schoecks Werk zu Grunde legend), gleich das erste und das letzte Paar der entsprechenden Stellen. Da knirscht der alte Wirz: «So isch dr Satan doch gfahre!» Bei Schiller heißt der entsprechende Einsatz: «O Unvernunft des blinden Elements!» Das ist der Aufschrei eines Denkers, der durch die Schule der Aufklärung gegangen ist, und nun den Widersinn des Geschehens beklagt.

Und der Schluß Schillers «Befreit! O Wunder Gottes!» könnte gleich einen hymnischen Chor mit vollem Orchester auslösen. Bei Schoeck aber ist von sehr irdischen, wenn nicht gar spiessigen Dingen die Rede, nämlich von einem «Chänteli guete hiesige Moscht.» — «Ja, bringid ihr eis» sagt Tell. Und doch ist das nur für denjenigen banal, der die Untertöne nicht mitzuhören vermag.

Heute aber haben viele Schweizer einen Aberwillen gegen die Obertöne, welche die Schillersche Sprache begleiten. Das ist ungut, denn zur Dichtung, die der Erde nahe bleibt, gehört jene andere, die uns wie Musik emporhebt. Selbst an unsern Bühnen werden freilich die Schauspieler seltener, welche Verse wie Musik sprechen können. Auch das ist schade. So verlernen viele Hörer und Zuschauer, daß es neben dem hohlen Pathos ein echtes Pathos gibt, das dem Verse ruft. Carl Spitteler hat sich einmal für den «degradierten Schiller» eingesetzt und seine Verteidigung zum Satze aufgegipfelt: «Wenn alle gegenwärtigen Dichter aller Nationen zusammenständen, so brächten sie alle miteinander nicht eine einzige Strophe zustande von dem Werte, wie eine Schillersche Strophe wert ist, und keine sieben Jambenverse von der Stilgröße, wie Schillersche Jambenverse tönen.»

Der Unmut Spittelers, der sah, daß man die Gruppe der Denker-Dichter, zu der neben Schiller auch er selbst gehörte, damals zugunsten der Sänger-Dichter vom Schlage Goethes und Moerikes abwertete, mag bei solchen überspitzten Urteilen mitgesprochen haben. Wir können heute frei zugeben, daß es bei Schiller dröhnende Rhetorik gibt, die uns wie nachgeholter Barok vorkommt, der seine hohlen Stellen hat; gerade diese Stellen sind es ja, die zur Parodie reizen. Aber hätte Schiller kein einziges Drama, kein Geschichtswerk und keine Abhandlung geschrieben, sondern nur seine Balladen — er würde trotzdem zu den größten Dichtern deutscher Sprache gehören. Jedenfalls könnten wir uns kein Schweizer Schulbuch der obern Klassen denken, in welchem dieser Zugang zum Heldischen, zum Guten und zum Schönen in Form einer faßlichen Handlung nicht erschlossen würde. Ich bleibe einem meiner Lehrer zeitlebens dankbar, daß er mich — ach, es geschah obendrein strafweise! — «Die Kraniche des Ibykus» auswendig lernen ließ. Und «Die Teilung der Erde» soll man neben Goethes «Sänger» und den «Taucher» neben Goethes «Fischer» legen, und man wird das Eigenständige der klaren Idee neben dem urgründigen Mythos erkennen und auch anerkennen. Heute ist es in vielen Schweizer Schulen so, daß die Schüler ihren Schiller inniger lieben, als die Lehrer annehmen. Gewiß, das bildungsstolze Sentenzenjagen, um Aufsätze und Reden mit Zitaten spicken zu können, hat unsere Zeit mit Recht abgeschworen. Das redliche Auswendiglernen eines Kunstganzen, also auch eines Gedichtes, ist aber in vielen Schulstuben zu Unrecht verpönt. Belächelt man einen Musiker, der ohne Musikheft zu spielen vermag? Nein, im Gegenteil, man bewundert ihn. Sollte nun derjenige, der sich wirklich um die Bildekraft der Sprache ernsthaft bemüht, weniger treu «zu Werke gehen»?

Der einsichtige Lehrer wird ja niemals den einen Dichter gegen den andern ausspielen, sondern sich an das von Goethe selber vorgeschlagene «Schiller *und* Goethe» halten. Unter den Schweizer Dichtern gab es einen, der naturhaft empfand wie Goethe und sich doch zugleich als Staats- und Mitbürger der sittlichen Idee verpflichtet fühlte wie Schiller. Es war der Spielmann und Staatsschreiber Gottfried Keller. Wie Schiller im «Tell» den Ewigen Bund der Rütlizeit als ein nähergerücktes Arkadien im Lichte der Antike, in wirklich stiller Größe einfach-edler Menschen sah, so fand auch Keller als Vorkämpfer und Verklärer des Bundesstaates in einem seiner Bettagsmandate, daß alles wahrhaft Edle und Große einfacher Art sei. Hatte er nicht auch in seiner Rede des Sprechers der «Sieben Aufrechten»

das Schöne und das Gute innig wie in einer Ehe verbunden? Da ihm aber alles Gute unabdingbar an das Lebens- und Gewissenselement der Freiheit gebunden war, so verneigte er sich tief vor dem größten Dichter der Freiheit. An einem Schillertag vor hundert Jahren rief er dem Volk der Eidgenossen, dessen Bundesstaat noch nicht ein Dutzend Jahre alt war, in Schillerschem Geiste und hörbar im Anklang an Schillers Verse zu:

Auf! Schirrt die Wagen! bewimpelt eure Schiffe,
Ins Reich der dunklen Zukunft auszufahren,
Ein einig, durchgebildet Volk von Männern,
Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch
In ungetrübter Frische lebt und wirkt,
Daß seine Arbeit festlich schön gelingt
Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!
Zur höchsten Freiheit führt allein die Schönheit;
Die echte Schönheit nur erhält die Freiheit.

Fragen der Erziehungsberatung

Vortrag, gehalten in der OVP. (Ostschweizerische Vereinigung für Psychohygiene)

Von Kurt Siegfried

Seit der Entwicklung der Naturwissenschaften im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhundert hat sich auch die Erforschung des Menschen in seiner gesamten Seinsweise der exakten Methoden bedient; an die Stelle empirisch und zufällig gewonnener Resultate trat die Systematik der Forschung; neben oder unter die philosophische Wesenserhellung der Laboratoriumsversuch. Dadurch nahmen in der Medizin nicht nur die Erkenntnisse auf somatischem Gebiete gewaltig zu, sondern eröffneten den Weg auch für das Verständnis seelischer Zusammenhänge und Vorgänge. Die *psychologische* Forschung begann mit dem Experiment, wurde befruchtet durch die Entdeckung der Welt des Unbewußten, und fand sich zurück zur Medizin in der Konstitutions- und Erbforschung. Heute erstreben wir eine Synthese der Einzeldaten, treiben Persönlichkeitsforschung, Psychosomatik oder bemühen uns in somato-psychischer Richtung, je nach der Bedeutung, welche wir dem Körperlichen oder dem Seelischen beimessen.

Bei allem wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Fortschritt ist der Mensch derselbe geblieben; die Lebensbedingungen haben sich allerdings durch die Industrialisierung und Technisierung verändert, und nicht zuletzt hat der Mensch der Gegenwart eine Reihe von Erschütterungen miterlebt, deren Spuren wir in der Alltagsproblematik immer wieder begegnen.

Nicht nur der Mensch ist sich gleichgeblieben; auch das Ziel der Menscherziehung hat sich nicht verändert. Verändert haben sich Nahziele, Methoden und Mittel, entsprechend dem äußeren Fortschritt; sie bringen neue Gesichtspunkte in Erziehungsfragen hinein, schaffen neue Erziehungsschwierigkeiten, nicht größere, nicht tiefere indessen als früher, nur sind sie uns heute etwas bewußter, wir scheuen uns weniger, die Dinge beim Namen zu nennen.

Erziehungsschwierigkeiten hat es immer gegeben, weil Erziehung Aufgabe und nicht Gabe ist; nur sind sie durch die Entwicklung des *Schulwesens* zu ganz besonderer Bedeutung gelangt und damit in ein neues Licht gerückt worden. Naturgemäß haben Eltern schulschwieriger Kinder nach einer Fachberatung Ausschau gehalten: In erster Linie waren es Lehrer, Ärzte, Geistliche und Fürsorger, welche sich der Hilfesuchenden annahmen. Allmählich entwickelten sich, besonders in urbanen Verhältnissen, eigentliche fachliche Beratungsstellen, z. B. 1920 der Schulpsychologische Dienst der Stadt Bern, 1928 die Erziehungsberatungsstelle in Basel, 1930 der Service d'observation des écoles de Genève, im gleichen Jahre auch der Service médico-pédagogique valaisan, 1939 der Schulpsychologische Dienst des Kantons St Gallen und 1945 der schulärztliche Dienst in Zürich (vgl. Diss. Dr. Boesch: L'organisation d'un service de psychologie scolaire), um nur einige im Inland zu nennen.

Im Mittelpunkt jeder Erziehungsberatung stehen das *Kind* und die *Eltern*. Jedes *Kind* bringt eine bestimmte körperlich-seelische Konstitution mit ins Leben, zeigt eine wohlumschriebene Charakterstruktur und reagiert entsprechend auf das Umweltgeschehen. Es besitzt seine Neigungen, Begabungen, Interessen und Schwächen und wird, je nach deren Zusammenwirken, mit der Umwelt in Konflikt geraten, wobei ich unter Konflikt eine von der sozialen Umwelt als störend empfundene Trübung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens verstehe. Es wird aber auch durch Entwicklungsphasen (Trotzphase z. B.) oder besondere Milieubedingungen